

Helmut Konrad

VON LINZ AUS

Die Formierung der Österreichischen Zeitgeschichte

Ein Festschriftbeitrag für Gerhard Botz kann nicht einfach eine kleine Pflichtübung sein. Zu sehr waren und sind sein und mein Lebens- und Berufsweg verschachtelt, zu oft haben wir uns herzlich (und laut) gestritten und zu sehr sind wir von einem gemeinsamen Umfeld, gemeinsamen Ersatzeltern und gemeinsamen Verantwortungen geprägt.

Wenn ich gefragt werde, was mich im akademischen Leben so gelassen macht, wieso man mich nie laut erlebt und wieso mir alle Probleme und Konflikte lösbar erscheinen, so antworte ich oft, dass fast ein Jahrzehnt in einem gemeinsamen Arbeitszimmer mit Gerhard Botz zur Entwicklung eines absolut kratzfesten Hitzeschildes führen muss. Ob dies umgekehrt auch bei ihm der Fall ist, mag er selbst beurteilen, aber die Diskussionen, die spielerischen bis ernstesten Debatten, die ideologischen Streitgespräche, die wir praktisch täglich führten, waren eine harte, aber gute Schule wohl nicht nur für mich.

Das kleine Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, mit dem in Personalunion verbundenen Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung an der Universität Linz, an dem Gerhard Botz als erster Assistent eine Zentralfigur war, erhält retrospektiv für die Entwicklung des Faches Zeitgeschichte in Österreich eine Bedeutung, die zeitnah nicht zu erkennen war. In eine Zeit der prinzipiellen Veränderungen des akademischen Lebens (und des gesamten Werte- und Normensystems der Gesellschaft) hineingestellt, haben sich dort gesellschaftliche Prozesse exemplarisch verdichtet und konnten von dort als Ferment in die Österreichischen Universitäten zurückwirken.

1. Der Beginn

Obwohl "Zeitgeschichte" in Österreich etwas älter ist als das Linzer Institut, kann man dieses der Gründergeneration zurechnen. Älter sind zwei zeitgeschichtliche außeruniversitäre Forschungsstätten, nämlich der Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung (1959) und das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (1963). Das Salzburger Institut für kirchliche Zeitgeschichte am Internationalen Forschungszentrum Salzburg (1964) war zumindest an die Universität angebunden. Den ersten Lehrstuhl für Zeitgeschichte gab es schließlich 1966 an der Universität Wien. Aber schon 1968 folgte Linz.

Die Generation der Gründer der Österreichischen Zeitgeschichtsforschung hatte eine Zusammensetzung, aus der sich viel für die weitere Entwicklung ablesen lässt. Karl R. Stadler, Jahrgang 1913, ist davon der Älteste. 1938 als einer jener jungen Intellektuellen, die sich 1934, enttäuscht von der Österreichischen Sozialdemokratie, nach links gewendet hatten, war er mit seiner Lebens- und Politikgefährtin, die zudem aus einer jüdischen Familie stammte, im letzten Augenblick den Nazis nach England entkommen. 1968 hatte er 30 Jahre im Exil verbracht. Als Historiker in Nottingham, der Labour Party verbunden, hatte er aber gute, ja enge Kontakte nach Österreich. Er unterrichtete an der Wiener Diplomatischen Akademie, und in seinem englischen Haus verkehrten viele prominente österreichische Sozialdemokraten, darunter Heinz Fischer. Die engsten Kontakte

persönlicher Art verbanden ihn mit Christian Broda, was für die Zeitgeschichte noch wichtig werden sollte, Stadler übernahm 1968 die Zeitgeschichte-Professur in Linz.

Ludwig Jedlicka stand von 1945 an auf der Gegenseite. 1916 geboren, war er bereits 'Illegaler', 1938 Mitglied der NSDAP und 1941 HJ-Stammführer. Nach 1945 war er allerdings einer der Gründer des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (das ganz den Allparteienanspruch erhob: Herbert Steiner für die KPÖ, Paul Schärf für die SPÖ, August Maria Knall für die ÖVP und Ludwig Jedlicka zumindest als Verbinder ins "Dritte Lager"), und 1966 wurde er der Vorstand des neuen Instituts für Zeitgeschichte an der Universität Wien.

Deutlich jünger war Erika Weinzierl. 1925 in Wien geboren, studierte sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit und war sodann als Archivarin tätig. Nach der Habilitation 1961 wurde sie Leiterin des Instituts für kirchliche Zeitgeschichte (und blieb es bis 1992). 1967 wurde sie Professorin an der Universität Salzburg, um schließlich 1979 dem 1977 verstorbenen Ludwig Jedlicka am Lehrstuhl in Wien nachzufolgen. Sie war tief im katholischen Milieu verwurzelt, entwickelte sich aber, nicht zuletzt über ihre Forschungen, nach links.

Jedlicka und Weinzierl waren Gegensätze, Stadler, der mit beiden konnte, das "Scharnier" dazwischen. Jedlicka prägte Ernst Jagschitz, Karl Stuhlpfarrer, Anton Staudinger u.a., Stadler prägte Gerhard Botz, Helmut Konrad, Gabriella Hauch u.a., Weinzierl formte Ernst Hanisch und Rudolf Ardelt, der allerdings große Affinitäten zu Linz hatte und hat.

Die erste Generation und ihre "Kinder": das schaut nach einem klaren Familienstammbaum aus. Das ist es aber keinesfalls, es ist kein harmonisches Familienbild, das man eingerahmt über dem Kamin aufstellt. Da gibt es Brüche, da gibt es Spannungen, da gibt es innere Gegensätze und auch von außen hineingetragene Widersprüche.

Zeitgeschichte vollzieht sich, deutlicher als die meisten anderen geistes- bzw. kulturgeschichtlichen Disziplinen, in einem politisch verdichteten Umfeld. Stärker als andere Fächer wird sie instrumentalisiert, protegiert oder behindert, jedenfalls aber in die aktuellen politischen Diskussionen gezogen, zumindest als Steinbruch zum Gewinn der Pflastersteine für politische (Totschlag-) Argumente.

Die österreichische Politik war in den späten 1960er-Jahren in einem großen Ausmaß "versäult": Zwei Jahrzehnte große Koalition hatten zur Aufteilung von politischen Einflussphären geführt, die jede, sogar jede private Aktivität politisch konnotierte. Man war dann eben Arbeiterfischer (was nicht bedeutet, dass man Arbeiter zu fischen hatte, wie ein Forellenfischer Forellen fängt), Naturfreund, Arbeiterradfahrer auf der Linken, und in spiegelgleichen Organisationen galt das für das christlich-konservative Lager. Wohnungen, Jobs, Studierendenheimplätze etc. wurden nach Parteibuch vergeben. Da kam es schon mal vor, dass eine politische Vorfeldorganisation (im mir bekannten Beispiel die sozialistischen Lehrer) regional mehr Mitglieder als Wähler hatten, weil die Anstellung in einer bestimmten Region und die Mitgliedschaft beim SLÖ, also den Sozialistischen Lehrern, direkt korrespondierten. Reste dieses Systems finden sich in Österreich bis heute, und sie reichen noch immer tief ins akademische Milieu. Bildungseinrichtungen der Parteien verfügen auch heute noch über nicht unbeträchtliche Mittel, und aus dem politischen Umfeld kommt großzügige Unterstützung von (durchwegs nicht evaluierter) Antrags- oder Auftragsforschung, die den akademischen Wettbewerb politisch verzerrt. Aber ohne Zweifel war das vor einem halben Jahrhundert deutlich ausgeprägter. Die Zeitgeschichte in Österreich war in ihren Anfängen vorerst vor allem österreichische Zeitgeschichte. Im überparteilich konstruierten, aber (durch die Zahl der Betroffenen) stark kommunistisch orientierten Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, trafen in dieser Gründungsphase Widerstandskämpfer und -kämpferinnen, Überlebende aus den Konzentrationslagern bzw. Emigranten und Emigrantinnen mit jenen jungen Forscherinnen und Forschern zusammen, die einerseits auf der Suche nach einer alternativen Familiengeschichte waren oder die andererseits aus der kleinen Zahl der Kinder der Opfergeneration, also der Kinder aus

jüdischen Familien oder aber aus dem Widerstandsmilieu, stammten. Mit hohem Engagement wurde dort an der Bewahrung der Erinnerung an ein "anderes" Österreich gearbeitet. Teile der damals jungen Forscherinnen und Forscher wurden hier geprägt, vor allem jene, denen die Suche nach dem "anderen" Österreich nicht nur wissenschaftliches, sondern auch emotional, persönliches Anliegen war.

An der Universität hingegen war Zeitgeschichte vorerst stark auf die Konfliktlinien der Ersten Republik fixiert. Das galt zumindest für die "offiziellen", also als Zeitgeschichte benannten Einrichtungen. Zeithistorische Fragen wurden allerdings auch an anderen historischen Instituten und Abteilungen, wie etwa jenen der Osteuropäischen Geschichte oder der Wirtschafts- und Sozialgeschichte betrieben. Das reichte dann natürlich über Österreich hinaus. (So entstand meine Dissertation, die den kommunistischen Widerstand in der "Ostmark" und im "Protektorat Böhmen und Mähren" verglich, an der Osteuropäischen Geschichte mit dem Nebenfach Wirtschaftsgeschichte und dem Prüfungsstoff "Industry and Empire" von Eric Hobsbawm, für jene Zeit ein außergewöhnliches Studienprogramm. Doch auch der Klagenfurter Zeithistoriker Willibald Ingo Holzer durchlief einen parallelen Bildungsweg.) Aber insgesamt dominierten innerhalb der "Zeitgeschichte" die Republikgeschichte (jene der Ersten, noch nicht die der Zweiten) und jene des Widerstands und des Exils. 1918 bis 1945, das waren die Eckpunkte, Österreich (oder Österreicher und Österreicherinnen) der Gegenstand der Forschung.

Erstaunlich ist vor allem, wie sehr der Monolith Auschwitz für Jahrzehnte den Blick auf den Ersten Weltkrieg verstellte, ein Krieg, dessen Aufarbeitung vorerst vollständig der Militärgeschichte überlassen wurde. Und die späte Monarchie hatten andere wissenschaftliche Fachdisziplinen (Kunstgeschichte, Musikwissenschaft oder Germanistik) viel deutlicher im Fokus als die Zeithistoriker, die nur entlang der Ideen- und Organisationsgeschichte der politischen Lager die Spur zurück ins späte 19. Jahrhundert fanden.

Der Zeitraum 1918 bis 1945 war (und ist) politisch von hoher Brisanz. Da gab es heiße Konflikte, die in der politischen Gegenwart noch immer zumindest für verbale Auseinandersetzungen sorgten. Der Juli 1927, der Februar 1934, der Juli 1934 und der März 1938 eröffneten Fragestellungen, die meist schon durch das erkenntnisleitende Interesse eine Antwortrichtung intendierten. Daher verwundert es auch nicht, dass Zeitgeschichte öffentlich als politiknahe wahrgenommen wurde. Und es ist auch nicht erstaunlich, dass sie, allein durch die angedeuteten Fragestellungen, als links galt, hatte die Linke doch bei den Konfliktfeldern vor 1938 jene Position, die nach 1945 deutlich leichter zu rechtfertigen war.

Warum aber nahm gerade Linz im Fach Zeitgeschichte eine Sonderstellung ein? Vorerst: es gab wenig Konkurrenz. Graz und Innsbruck hatten noch keine entsprechenden Lehrkanzeln. Klagenfurt war als Universität erst in der Planungsphase und Salzburgs kirchliche Zeitgeschichte hatte eine Sonderposition. Verglichen mit Wien hatte Linz aber ein paar leicht zu benennende Vorzüge:

- Das Institut in Linz wurde von Karl R. Stadler aufgebaut, der 1968 immerhin schon 55 Jahre alt war, der aber durch die "Ehrenjahre", die der Opfergeneration des Nationalsozialismus zugestanden wurde und die an die Emeritierung anschlossen, gut anderthalb Jahrzehnte kontinuierlich und gezielt Aufbauarbeit leisten konnte.
- Stadler brachte aus England das Prinzip der flachen Hierarchien mit. Das Assistenten- bzw. Assistentinnenschicksal, das andere Universitäten kannten, das Zuarbeiten, das Tragen der Tasche, das Löschen der Tafel, all das gab es in Linz nicht. Jedes Mitglied des Instituts war vom ersten Tag an eigenverantwortlich für Forschung und Lehre.

- Mit dem Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, das Karl R. Stadler in Personalunion leitete und dem alle übrigen Institutsmitglieder verbunden waren, gab es sehr gut etablierte Publikationsmöglichkeiten in drei Buchreihen und jährlichen Neuerscheinungen, die insgesamt über die Jahre die Zahl 100 überschritten.
- Da Neuere und Zeitgeschichte "nur" ein Wahlfach an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät waren, war die Lehrbelastung gering. Es gab keine Historiker bzw. Historikerinnen auszubilden, sondern die Lehre konnte spannende Aspekte aufgreifen, ohne auf Erfordernisse eines Curriculums Rücksicht nehmen zu müssen. Dazu war die Institutsausstattung sehr gut (z.B. zwei Sekretariatsstellen) und durch das LBI waren etwa Anschaffungen leichter als bei anderen vergleichbaren Instituten.
- Da Karl R. Stadler in der Sozialdemokratie eng vernetzt war, wurde ihm auch die Gründung und Leitung des Renner-Instituts übertragen, ebenso die Präsidentschaft im Verband der Österreichischen Volkshochschulen. Damit gab es breite Vortragsmöglichkeiten und nationale und internationale Kontakte für alle Personen am Institut.
- Geschichte der Arbeiterbewegung erfuhr in jenen Jahren eine ganz spezielle Förderung und in Linz auch eine institutionelle Verankerung. Dazu aber später noch ausführlicher.
- Linz musste wenig auf akademische Tradition achten. Neben Stadler war auch Kurt W. Rothschild aus der Emigration nach drei Jahrzehnten zurückgekehrt. Er setzte als Rektor etwa das Talarverbot durch (das später in peinlicher Form überwunden wurde), reduzierte akademische Feiern und formte an seinem Institut für Volkswirtschaftslehre die intellektuellen Partner zur Zeitgeschichte, darunter Ewald Nowotny.
- Die Campusuniversität Linz und die mit ihr verbundenen Wohnformen (praktisch alle wohnten im Umkreis von wenigen Gehminuten) verdichteten die Kommunikation, das damals in Linz weitgehend fehlende kulturelle Alternativangebot ließ der fachlichen Kommunikation ebenfalls einen hohen Stellenwert zukommen. All das hat sich natürlich längst verändert.

Linz bot also die Vorzüge eines 'Biotops', in dem in den 1970-er Jahren manches schneller wachsen konnte als an der Massenuniversität der Hauptstadt. Aber vor allem bot sich Linz für österreichische Zeitgeschichte geradezu an. Denn einerseits hatte es eine erkennbare und nicht geleugnete Prägung durch den Nationalsozialismus erfahren (unlängst im europäischen Kulturhauptstadtjahr durchaus kontroversiell aufgearbeitet in der Großausstellung "Kulturhauptstadt des Führers"). Andererseits hatte die Arbeiterbewegung hier zentrale Erinnerungsorte, vom "Linzer Programm" bis zum Hotel Schiff im Februar 1934. Und Linz war die wichtigste österreichische Industriestadt, geprägt vom Rauch der VOEST und vom Geruch der Chemie Linz. Hier wäre ein "österreichisches Ruhrgebiet" zu verorten gewesen.

2. Geschichte der Arbeiterbewegung als Motor

Es waren die späten 1960er- und frühen 1970er Jahre, in denen sich ganz spezielle Rahmenbedingungen für das Fachgebiet "Geschichte der Arbeiterbewegung" herausbildeten. Und Linz sollte dabei eine zentrale Rolle zufallen.

Da sind vorerst die politischen Voraussetzungen zu nennen. Die SPÖ, von 1966 bis 1970 in Opposition, gab sich mit Bruno Kreisky einen Vorsitzenden, dem es einerseits gelang, große Teile der aufmüpfigen akademischen Jugend für sein Modernisierungsprogramm an die Sozialdemokratie zu binden, der andererseits aber lebensgeschichtlich durch den Februar 1934, den Ständestaat und den März 1938 geprägt war. Sein historisches Interesse, das er auch zum Abkanzeln unliebsamer

Reporterfragen ("Lernen Sie Geschichte, junger Mann!") nutzte, führte zu einer Förderung des Fachs. Verstärkt wurde dies durch Herta Firnberg, die 1970 das neu gegründete Wissenschaftsministerium übernahm und die selbst aus der Sozialgeschichtsforschung kam. Mit Christian Broda (Justiz und Zeitgeschichte) war ein weiterer Minister nachhaltiger Förderer des Fachs.

Neben der parteipolitischen Landschaft ist der gesellschaftliche Umbruch jener Jahre zu nennen. Der weltweite studentische Protest, die Verschiebung der Werte- und Normensysteme, ließen eine jüngere Generation nicht nur die Fragen im Generationskonflikt stellen (Was hast du gemacht?, Wo warst du?, Warum hast du dich nicht gewehrt? etc.), sondern nach den anderen Biografien suchen, was zur Widerstandsforschung und damit, da der linksgerichtete Widerstand schon rein quantitativ dominant war, zur Geschichte der Arbeiterbewegung führte.

Und Linz war in jenen Jahren entschlossen, ein sichtbarer Universitätsstandort mit mehreren Fakultäten zu werden. So war die Stadt ein großzügiger Förderer. Aufbauzulagen für die Gründergeneration, was später scharf kritisiert wurde, Häuser für die Gründungsprofessoren und -professorinnen, Hochschulfondswohnungen für jene, die damals als Assistentinnen, Assistenten oder in sonstiger Funktion nach Linz zogen. So wurde auch die ITH, damals "Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung" genannt, die 1964 gegründet worden war, wenige Jahre später nach Linz geholt, wo sie, gefördert durch die Stadt und durch die Arbeiterkammer, am Jägermayrhof bis heute ihre Heimstätte fand. Der Jägermayrhof war eine der Kampfschauplätze im Februar 1934, daher symbolisch hoch aufgeladen.

Die ITH hatte weit über die Geschichtswissenschaft hinaus eine Sonderstellung in der europäischen Wissenschaftslandschaft, wobei ihre Bedeutung weniger in fachspezifischen Großtaten als vielmehr in der wissenschaftspolitischen Bedeutung gelegen ist. Das neutrale Österreich bot sich als Standort für Begegnungen zwischen West und Ost an, das Feld "Geschichte der Arbeiterbewegung" hatte im Osten die höchsten politischen Absegnungen, im Westen Spitzeninstitute (Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn, Archiv für Sozialgeschichte, Amsterdam, Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Linz u.a.) und Spitzenforscher (Eric Hobsbawm, Felix Kreissler u.a.) aufzuweisen. So war ein Terrain definiert, auf dem Begegnungen stattfinden konnten, besonders zwischen der BRD und der DDR, aber durchaus auch zwischen Israelis und Arabern und ansatzweise auch zwischen Konfliktparteien im Fernen Osten. Linz bot ein window of opportunity, genau, wenn auch völlig naiv, staatspolizeilich überwacht (wie mein Staatspolizeiakt bis zur Lächerlichkeit bestätigt). Für das Institut an der Universität brachte die ITH entscheidende Netzwerke: nach England, nach Frankreich, nach Japan, in die USA und natürlich in die Staaten Ost- und Südosteuropas. Und es brachte die Chance, noch viele Zeitzeugen und Zeitzeuginnen hautnah zu sehen und zu hören: Da wurden die Konflikte innerhalb der Linken im spanischen Bürgerkrieg nochmals emotional nachvollzogen, da traten Exilpositionen mit ihren Vertretern ans Pult und da ging es schon zwischen den unterschiedlichen Hütern von Reliquienschreinen des Marxismus ganz heftig zur Sache. Bernstein oder der Revisionismuskurs waren da nicht nur historische Untersuchungsgegenstände, sondern aktuelle Konfliktfelder.

Dieses Milieu befruchtete das Linzer Hochschulinstitut, zumal hier die Protokolle der Konferenzen bearbeitet und für die Veröffentlichung vorbereitet wurden. Und in gewisser Weise setzten sich die Diskussionen auch innerhalb des Instituts fort, das ja in der Belegschaft auch die gesamte Bandbreite der österreichischen Linken spiegelte.

Noch wichtiger für die entscheidende Rolle, die das Linzer Institut in der österreichischen Zeitgeschichtslandschaft spielte, war allerdings das Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, das Karl R. Stadler leitete und das allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen bzw. natürlich vielen anderen praktisch uneingeschränkt Publikationsmöglichkeiten bot. Als Höhepunkt kann der 1978 erschienene und von Gerhard Botz, Hans Hautmann, Helmut Konrad und Josef

Weidenholzer edierte Band "Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte" gelten. Auf über 800 Seiten vereinte der Band die meisten der damals handelnden Personen. Herta Firnberg und Karl Stadler leiteten ein, und anschließend meldeten sich alle Generationen zu Wort: aus der „Vätergeneration“ etwa Herbert Steiner und Rudolf Neck, von den Söhnen neben den Herausgebern Ernst Hanisch, Rudolf Ardelt, Willibald I. Holzer, Reinhard Kannonier, Helene Maimann, Edith Saurer, John Bunzl und viele andere. Das Institut hatte sich nach Salzburg ausgeweitet (wo später mit Ardelt und Ingrid Bauer eine Zweigstelle errichtet wurde) und hatte in Klagenfurt und in Wien die jüngere Generation angesprochen.

Diese "Hoch- und Blütezeit" des Faches wurde symbolisch zu Karl R. Stadlers 70. Geburtstag und der Festschrift "Geschichte als demokratischer Auftrag" abgeschlossen, in dem das genannte Team letztmals eine von allen getragene Publikation vorlegte und damit auch anderthalb Jahrzehnte Wissenschaftsgeschichte dokumentierte. Der Band (dem ein Jahrzehnt zuvor eine traditionelle Festschrift zu Karl R. Stadlers 60. Geburtstag kontrastierend gegenübersteht, die noch voll den "alten" Festschriften - bekannte Kolleginnen und Kollegen liefern Ladenhüter ab - entsprach) unternahm den Versuch, fachlich und wissenschaftspolitisch Wegmarken einzuschlagen, ein Fach in seiner Eigenständigkeit zu definieren, es gleichzeitig aber auch in den Geistes- und (vor allem) den Sozialwissenschaften zu verorten und die gesellschaftspolitischen Verpflichtungen und Begrenzungen zu definieren. Das kann wohl als Weichenstellung gelten, denn die notwendigen inhaltlichen und organisatorischen Änderungen zeichneten sich schon ganz deutlich ab.

Gerhard Botz war 1983 schon drei Jahre Ordinarius an der Universität Salzburg. Ich selbst war seit drei Jahren habilitiert, hatte zwei Semester in Innsbruck einen Lehrstuhl vertreten und verhandelte meinen Ruf nach Graz. Und Karl Stadler stand, nach den Ehrenjahren, die ihm als Emigranten zustanden, vor der Emeritierung. Es war eine Situation des Umbruchs, von außen begleitet durch neue Fragestellungen im Fach, die vom Konstruktivismus ausgelöst worden waren und die die "großen Erzählungen", denen die Stadler-Schule verpflichtet war, infrage zu stellen begannen, Jahre vor den sogenannten politischen "Wenden":

3. Die Durchsetzung des Fachs und seine erste Krise

Die institutionelle Etablierung in ihrer flächendeckenden Form erfuhr die Zeitgeschichte in Österreich praktisch zeitgleich mit ihrer ersten Identitätskrise.

Um die Mitte der 1980er-Jahre waren alle Zeitgeschichte-Lehrstühle in Österreich besetzt: Erika Weinzierl in Wien, Gerhard Botz in Salzburg, Rudolf Ardelt in Linz, Helmut Konrad in Graz, Rolf Steininger in Innsbruck und Norbert Schausberger in Klagenfurt. So politisch homogen sich das Bild auch darstellt, so war es dies weder administrativ noch inhaltlich. Wien hatte ein eigenständiges Institut und einen klar erkennbaren Schwerpunkt in der Geschichte des Nationalsozialismus. Eigenständige Institute gab es auch in Linz (zwangsläufig, da ein historisches Institut fehlte), in Innsbruck und in Klagenfurt. Linz war inhaltlich Vorläufer neuer Zugänge (Gender, Psychologie etc.), Klagenfurt hatte ein stark didaktisches Konzept und Innsbruck eine (west-)europäische Perspektive. In Salzburg war der Lehrstuhl in das Institut für Geschichte integriert und Gerhard Botz gab ihm sein Profil mit den Themen Gewalt und Nationalsozialismusforschung, dazu war aber auch ganz stark die methodische Interessenlage (in den inzwischen legendären "Quant"- und "Qual"-Kursen) ausgeprägt. Graz war als Abteilung im Rahmen des Instituts für Geschichte organisiert und musste sich inhaltlich breit aufstellen.

Erika Weinzierl war die integrative Figur, aber Gerhard Botz gab die Schlagzahl vor. Er machte das Fach zum Frontrunner im methodischen Bereich, und gleichzeitig band er die österreichische

Nationalsozialismusforschung in den internationalen Diskurs ein. Und er setzte dies als Nachfolger von Erika Weinzierl am Wiener Lehrstuhl konsequent fort.

Überall war die Zeitgeschichte personell gut ausgestattet. Gleichaltrige, die (zumindest vorläufig) bei der Lehrstuhlvergabe nicht zum Zug gekommen waren, aber auch die nächste Generation setzten bemerkenswerte fachliche Akzente. Hier wären gut zwei Dutzend Namen zu nennen, die von damals bis heute das Fach mitgestaltet und verändert haben. An der Position eines Faches "Zeitgeschichte" gab es daher innerhalb der Universitäten nichts mehr zu rütteln. Zweifel an der Notwendigkeit waren ausgeräumt und der massenhafte studentische Zulauf legitimierte das Wachstum des Faches, dessen Lehrkanzeln zur Hälfte von den sogenannten "Stadler-Boys" besetzt waren und dessen prägende Inhalte ebenfalls gutteils einen Linzer Ursprung hatten.

Allerdings hatte die österreichische Zeitgeschichte ihre Fragestellungen und ihre Themenfelder bis in die Mitte der 1980er-Jahre praktisch vollständig in "große historische Erzählungen" eingebettet. Der Geschichte der Arbeiterbewegung war der teleologische Anspruch ohnehin immanent, aber auch die anderen Untersuchungsgegenstände waren sorgsam den Modernisierungstheorien verbunden und gesellschaftsgeschichtlich der letztendlichen Dominanz von ökonomisch-sozialen

Rahmenbedingungen verpflichtet. Dass das Sein das Bewusstsein bestimmt, wurde als gegeben vorausgesetzt.

So trafen das Fach die sogenannten turns der Geistes- und Kulturwissenschaften heftig und erschütterten das inhaltliche Selbstverständnis schwer. Dazu kam die tiefe Identitätskrise des Faches "Geschichte der Arbeiterbewegung" Ende der 1980er-Jahre, die durch die Implosion des Sowjetimperiums ausgelöst wurde. Damit war die Linzer Drehscheibenfunktion hinfällig, Geschichte der Arbeiterbewegung hatte aber darüber hinaus den Charme des nicht ganz angepassten jugendlichen Forschungsfeldes eingebüßt und sah ganz plötzlich alt und grau aus. Die "große Erzählung" schien nicht mehr zu funktionieren.

Der cultural turn bot sich als Rettungsanker an. In der neuen Kulturgeschichte konnte Platz gefunden werden, der Anspruch der Fortschrittlichkeit konnte aufrechterhalten werden. Und die alten Kleider streifte man ab. Aus dem Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung wurde ein Ludwig Boltzmann-Institut für Gesellschafts- und Kulturgeschichte, wobei der neue Name immerhin noch einen klar erkennbaren gesellschafts(-politischen) Anspruch erhob, um nicht ganz im "Überbau" zu verschwinden.

Gerhard Botz, der sich auch in Linz die größte Eigenständigkeit in seiner Themenwahl bewahrt hatte, konnte sich vom "turn" weitgehend fernhalten. Seine Themen, die methodische Schärfung des Faches und die internationale Vernetzung der Nationalsozialismusforschung, konnten unbeirrt auf Kurs bleiben. Andere, darunter Reinhard Kannonier und ich selbst, bündelten ihre kulturbezogenen Interessen nunmehr in neuen Forschungsgegenständen, etwa in den Arbeiten zu "urbanen Leitkulturen", die später in den Spezialforschungsbereich "Moderne" mündeten, der über ein Jahrzehnt lang die Geisteswissenschaften an der Universität Graz prägte.

Trotz dieser inhaltlichen Bruchlinie hatte das Fach keine akademischen Legitimationsprobleme. Im Gegenteil, es wurde erneut Trendsetter in Fragen der Gender History und in jenen Bereichen, die in den neuen Kulturwissenschaften den ästhetischen Annäherungen jener Wissenschaftsbereiche, die der Kunst unmittelbar verpflichtet sind (Literaturwissenschaften, Kunstgeschichte, Musikwissenschaften), einen sozialen und ökonomischen Bereich und eine gesellschaftliche Wirkungsgeschichte gegenüberstellten.

Der cultural turn war also nicht nur eine Erschütterung des Faches, sondern auch ein fruchtbarer Neustart. Dabei ist es bemerkenswert, dass der turn eigentlich kein Generationenkonflikt war und die Neuorientierung im Wesentlichen mit konstanten handelnden Personen erfolgen konnte. Die wirklich harte Kritik (vielleicht mit Ausnahme der zu harten Auseinandersetzung um das opus magnum von

Ernst Hanisch), die in anderen Ländern den turn begleitete und zu wissenschaftlichen Verwerfungen führte, blieb in Österreich weitgehend aus.

4. Der Marsch durch die Institutionen

Die starke Prägung durch Linz und durch Karl R. Stadler hatte aber auch noch einen anderen Effekt, der die Wissenschaftslandschaft nachhaltig mitformen sollte. Der angelsächsische Umgang mit Hierarchien hatte die Gesprächsbasis zu den unterschiedlichen Gruppen an den Universitäten ("Kurien" im klassischen Verständnis) um vieles leichter gemacht und das Standesbewusstsein reduziert. Gepaart mit dem wachen Interesse für gesellschaftliche Prozesse und mit dem Willen, Neues zu versuchen, war das kleine Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte eine Brutstätte für akademische und politische Gestalter. Die gute Hälfte des Linzer Stammpersonals mischte sich administrativ gestaltend in den verschiedensten Institutionen ein. Reinhard Kannonier wurde Musikdirektor des Linzer Brucknerhauses und dann Langzeitrektor an der Kunstuniversität Linz, ich selbst Dekan und später Rektor an der Universität Graz, Rudolf Ardelt Rektor in Linz und Josef Weidenholzer Präsident der Volkshilfe und schließlich Europaabgeordneter. Rechnet man noch die Bedeutung dazu, die Gabriella Hauch in Fragen der Geschlechterforschung erlangte, oder die Medienpräsenz von Helene Maimann und Raimund Löw, so ergibt das eine Konzentration an Mitgestaltung und Meinungsbildung, die keinen Vergleich zu scheuen braucht, sondern unzweifelhaft ein Unikat im österreichischen Universitätsbetrieb darstellt. Die theoretische Rechtfertigung des "langen Marsches durch die Institutionen" ist da wohl nur augenzwinkernd anzuwenden und es ist auch völlig klar, dass die Institutionen die jeweils betroffenen Akteure stärker verändert haben, als sie durch die Individuen letztlich weiterentwickelt oder geprägt wurden. Dennoch, ein gewisser Grad an Veränderung ist dadurch in der österreichischen akademischen Welt erreicht worden. Dieser Prozess ist auch der Zeit zuzurechnen, aber die handelnden Personen waren dafür ganz sicher nicht unwesentliche Fermente.

Der akademisch administrative Bereich forderte von den Beteiligten auch einen Preis. Es galt, temporär oder endgültig von einer aktiven Mitwirkung im Fach Abschied zu nehmen und zu erkennen, dass wissenschaftliche Arbeit in einem dynamischen Fach mit hohem methodischem und theoretischem Anspruch keine Nebenbeschäftigung sein kann. Der Weg zurück von der Administration ins Fach, wie ich ihn nach einem guten Jahrzehnt zu gehen versuchte, ist ein harter. Gerhard Botz hatte diese Sorgen nicht. Ihm kam keine Verlockung durch gesamtuniversitäre Leitungspositionen in die Quere. Dazu war und ist sein Temperament auch wenig geeignet. Noch immer kann er aufbrausen, seinem Ärger Luft machen, und noch immer ist er kein Mann des Kompromisses. Er hält Kurs, charakterlich und fachlich. Die hohe Fokussierung in seinen Fragestellungen auf die genaue, quantitative und qualitative Erfassung der Phänomene des Nationalsozialismus, sein Verständnis vom 20. Jahrhundert als einem Jahrhundert der Gewalt und sein demokratischer Anspruch, dass nur eine genaue Kenntnis der Mechanismen von Unmenschlichkeit eine Gesellschaft zumindest teilweise wachsam gegen neue Formen von Gewalt und Ausgrenzung immunisieren kann, hat bei ihm zu einem stringenten Forscherprofil geführt. Hierin unterscheidet er sich von den anderen handelnden Personen, deren Interessen und Forschungsfelder sehr viel breiter aufsetzen und die daher auch partiell das Fach verlassen konnten. Aber gerade diese Stringenz machte und macht Gerhard Botz zur herausragenden Figur in der österreichischen Zeitgeschichtelandschaft, durchaus auch als Reibebaum für die anderen. Und in konsequenter Fortführung seiner Ansätze wurde auch seine Nachfolge an der Universität Wien einschlägig ausgeschrieben und besetzt.

Es ist ein historischer Zufall, dass am Ende der universitären Laufbahn Gerhard Botz erstmals den Versuch unternommen hat, ein Gemeinschaftsprojekt auf die Beine zu stellen, das in einem Forschungsverbund sein Ludwig Boltzmann-Institut für historische Sozialwissenschaften mit den drei anderen Boltzmann-Instituten, die sich mit Zeitgeschichte beschäftigen (geleitet von Siegfried Mattl, Stefan Karner und Helmut Konrad), zusammenführen und weitere Partnerinstitutionen einbinden hätte sollen. Es war den "Räumen der Gewalt" gewidmet und sollte auf mehrere Jahre ein Netzwerk zu den zentralen Fragen unserer Geschichte im 20. Jahrhundert bündeln. In der Zwischenzeit ist das Projekt an den Hürden gescheitert, die vor den Geisteswissenschaften derzeit in der österreichischen Großprojektförderlandschaft errichtet werden. Aber die intensiven Diskussionen haben dennoch zweierlei gezeigt: einerseits die zentrale Bedeutung der Forschungsfelder von Gerhard Botz und andererseits, was angesichts des bisher Ausgeführten doch eher verblüfft, seine Fähigkeit, größere Gruppen mit teils kontroversiellen Positionen zu leiten und auch anzuleiten. Umso stärker ist das Scheitern dieser Zusammenführung, welche auch ein Auffrischen alter Diskussionen und ein Anknüpfen an die 70er-Jahre bedeutet hätte, zu bedauern.